

Quellen und Forschungen aus italienischen Bibliotheken und Archiven

Bd. 65

1985

Copyright

Das Digitalisat wird Ihnen von perspectivia.net, der Online-Publikationsplattform der Max Weber Stiftung – Deutsche Geisteswissenschaftliche Institute im Ausland, zur Verfügung gestellt. Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

bauen. Mehr jedoch, dies zeigt sich bei der weiteren Lektüre, trugen seine militärischen Aktionen zu dem Ruhm bei, den er zunächst unter den Italienern in Lateinamerika, dann in England und Frankreich, insbesondere aber in Italien genoß. Daß Garibaldi sich dabei immer auch auf die „Gleichheit, Brüderlichkeit, Freiheit und Toleranz“, d. h. auf die „von der Französischen Revolution herrührenden universalen Werte“ berief, läßt sich nicht leugnen, doch vielleicht müßte einmal überprüft werden, ob sie die eigentliche Triebkraft seines Denkens und Handelns waren. Der Band endet 1848, deckt also eine Lebensphase des Protagonisten ab, die bisher seltener untersucht worden ist (vgl. aber die Biographie, die Mino Milani ebenfalls 1982 veröffentlicht hat, und deren Anzeige in QFIAB 63, 1983, S. 392) und die vom Mythos, dessen Grundlagen gerade in diesen Jahren geschaffen wurden, später, auch weil sichere Quellen fast völlig fehlen, leicht verklärt werden konnte. Der Anhang, der ein Drittel des Bandes ausmacht, enthält die erste Fassung der Memoiren, wie sie 1860 von Francesco Carrano gedruckt worden waren, und den ersten Teil des autobiographischen Poems, das Garibaldi 1862, als ihn eine Verletzung zu längerer Untätigkeit zwang, verfaßte; auf die Feder nämlich, so U., habe er immer dann zurückgegriffen, wenn er Langeweile verspürte.

Gerhard Kuck

Christoph Weber, Kirchengeschichte, Zensur und Selbstzensur. Ungeschriebene, ungedruckte und verschollene Werke vorwiegend liberal-katholischer Kirchenhistoriker aus der Epoche 1860–1914, Kölner Veröffentlichungen zur Religionsgeschichte 4, Köln–Wien (Böhlau) 1984, 177 S. – Christoph Weber hat bereits in verschiedenen Veröffentlichungen gezeigt, welch enormen Schwierigkeiten die historische Forschung innerhalb einer Großorganisation wie der katholischen Kirche gegenübersteht, wenn die geschichtliche Wahrheitssuche (etwa in der Frage des päpstlichen Primats) mit dem Dogma oder auch nur mit der offiziellen Meinung in Konflikt gerät. Diese Schwierigkeiten können recht handgreiflich von außen kommen (Indizierung, Publikationsverbot, Brandmarkung durch linientreue Rezensenten) oder von innen, also aus der Erziehung und der psychischen Struktur des Gelehrten selbst. Das Ergebnis kann sein, daß ein wichtiges Buch niemals geschrieben wird, aus Angst, aus Taktik, aus Verleugnung der Überzeugung oder aus welchen Gründen auch immer. Sprechende Beispiele dazu bringt vorliegende Untersuchung, die sicher noch ergänzt werden könnte. So ist dem Rezensenten u. a. (aus etwas späterer Zeit) ein Fall bekannt, wo eine wichtige Arbeit zur sog. Vigiliusfrage erst nach fünfzig Jahren erscheinen konnte. Dem Vf. gebührt Dank, daß er auf diese Mißstände hingewiesen hat, die ja in ähnlicher Weise auch bei anderen „Kirchen“ und Gruppierungen

gen vorkommen. Zum andern möchte der Rezensent bei aller Sympathie für die ehrliche Art, Dinge beim Namen zu nennen, dort gewisse Bedenken anmelden, wo der Vf. (hier wie schon früher) von Kirchenhistorikern fordert, sie sollten endlich die historisch-kritische Methode auch auf die „Zentraldogmen“ anwenden. Von kirchlicher Seite muß er da mindestens mit dem Einwand rechnen, er vereinfache doch wohl zu sehr. Auch kann man sich fragen: Ist es wirklich so schlimm, wenn ein scheinbar „liberaler“, in Wirklichkeit aber noch immer „systemimmanenter“ oder kirchentreuer Historiker wie F. X. Kraus oder H. Schrörs, der aufgrund seiner Forschungen zu Ergebnissen kommt, die dem Dogma widersprechen, statt mit seiner Glaubensüberzeugung zu brechen, von den Dogmatikern erwartet, sie möchten seine Ergebnisse mit dem Dogma in Einklang bringen? Die Probleme, die hier angesprochen werden, berühren die historische Wissenschaft nur noch am Rande und sind von ihr allein aus nicht zu lösen. O. W.

Helmut Kaelble, *Soziale Mobilität und Chancengleichheit im 19. und 20. Jahrhundert. Deutschland im internationalen Vergleich*, Göttingen (Vandenhoeck u. Ruprecht) 1983, 322 S. m. 46 Tabellen und 3 Schaubildern, DM 72. — Il volume raccoglie il frutto di un lavoro di ben dieci anni di ricerche (proprie e altrui) su due fenomeni caratteristici del processo di modernizzazione e industrializzazione nell'Europa occidentale e negli Stati Uniti. Escludendo le implicazioni etniche, religiose e — in gran parte — le discriminazioni tra i sessi, l'a. studia la parità delle chances nei maggiori paesi europei in termini di permeabilità fra i ceti sociali. Un primo capitolo invita ad una riflessione metodologica diretta ad offrire allo studioso un valido strumentario atto ad integrare, in una analisi storica delle cause, i fattori a breve o lunga scadenza che possono aver inciso sulla mobilità sociale, e di periodizzare lo sviluppo di quest'ultima nel corso dei secoli. Dalle conclusioni del secondo capitolo, dedicato interamente alla mobilità sociale in Germania fra il 1850 e il 1960, va sottolineato come il (leggero) aumento della mobilità verticale verificatosi in quel periodo, non abbia portato automaticamente ad una migliore distribuzione delle chances tra i vari ceti sociali. Così, significativamente, l'accesso agli istituti di formazione secondaria e superiore, vero e proprio banco di prova per l'ingresso alle classi dirigenti, rimase ancora ristretto: „... né la crescita economica, né le decisioni politiche tra il tardo Impero e l'inizio della Repubblica Federale, portarono a cambiamenti a lunga scadenza nella distribuzione delle possibilità di istruzione. La disuguaglianza delle chances di istruzione superiore non cambiò in quel periodo né sostanzialmente né durevolmente“ (pp. 148–149). Un terzo capitolo infine, mette a confronto su piano internazionale tre aspetti fondamentali della